

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 235. Bromberg, den 11. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

4. Fortsetzung.

Es ist ganz still in der Bar. Der Mixer schläft jetzt ganz richtig, im Stehen und mit dem Kopf gegen seinen Schrank gestützt. Susanne wartet, bis Irgang sich sammelt. Das ist zartfühlend von ihr. Sie könnte auch aufstehen und ihn mit dem erhitzten Schädel und den umherirrenden Augen durch die Hotelhalle schleifen, wo die Borchardmädchen kichern und sich langsam einer nach dem andern einfindet. Lauter zielbewußte Leute, gut fundierte Leute, — vielleicht nur einer oder der andere auf einem Beutezug, — — ähnlich wie er —

Er steht schwerfällig auf.

„Adieu, Fräulein Vandenberg."

Susanne drückt seine Hand ohne Vorbehalt. „Sie reisen doch erst morgen, Irgang. Warum also feierlich? Sie werden noch mit uns Schlitten fahren. Und morgen bringen wir Sie zur Bahn."

Irgang wird bleich. „Sie erleben das wohl ziemlich häufig, Fräulein Vandenberg?"

Sie lächelt. „Recht häufig, Irgang. Es gehört mit —" zu meinem Gelde, will sie sagen, aber sie sagt: „zu meinem Lebenszuschnitt. Sie müssen sich nicht so viel dabei denken. Formen Sie es ins Geschäftliche um: Sie haben mir eine Fusion vorgeschlagen — und ich lehne ab. Das kommt täglich vor."

Irgang steht in dem Gang, der zur Tür führt. „Und es ist unwiderruflich? Bestimmt unwiderruflich?"

Sie hebt ihre Hand auf. „Vergeben Sie sich nichts, Herr Doktor. Vergessen wir es — wie diesen Cocktail."

Er sieht ihre müden Mundwinkel. In dem Mitleid, das trotz seiner verzweifelten Lage in ihm aufbrennt, ist das erste echte Gefühl, das er für diese Frau hat. Sie wartet wohl auf den Mann, der sie liebt. Armes Mädel! Das müßte einer sein, der den Apparat um sie her nicht zu sehen bekommt, oder ein Engel, oder ein Narr. Einer, dem nicht auf dem goldenen Boden ihrer Millionen die Giftpflanze einer erlogenen Liebe hochschießt. Oder einer, der viel reicher ist als sie. Aber es gibt keinen, der zu seinen Millionen nicht auch noch ihre Millionen haben möchte, denn Geld sättigt nicht, es macht immer hungriger, eine Erscheinung, die dem Gesetz vom Überdruß und der Sättigung spottet.

Er läßt ihre Hand los. „Leben Sie wohl, Susanne, werden Sie glücklich."

Susannes Mundwinkel zucken. Hohn? Er sieht merkwürdig gefaßt aus. Als wenn er es plötzlich hinter sich gebracht hätte.

Als er schon die Treppe hinaufgeht und sie noch allein am Eingang der Bar steht und in die Halle mit den Hirschköpfen und den Jagdschnitzereien im gebeizten Holz starrt, weiß sie, daß es Mitleid war. Sie krümmt sich unter dem Schlag.

Dann haben die Flieger sie gesehen, und ihre frischen Schritte klirren vom Teppich herunter auf sie los. Und in der Drehtür erscheint Larassée. Durch das spiegelnde Glas in der Bewegung meint sie einen Moment, Jochanaans närrischen Kopf mit der einen Gesichtshälfte ihr zulachen zu sehen, aber sie hat sich getäuscht. Was sollte der arme Junge hier wohl suchen. Sie? —

Sie lacht bitter. Die beiden Aviatiker zerrt es rätselhaft zu ihr, Motten zum Licht, — Larassée ist jetzt auch da: draußen stützt Baron Schenck Mama die Treppe hinauf, sie wehrt sich, unter Dreiviertelwendungen ihrer unterstrichenen Augen, Susannes Lächeln wird wild.

„Ich rechne auf einen Platz in Ihrem Schlitten, Albert!"

Larassée verneigt sich übertrieben und zeigt ihr den Wirbel in seinem dichten krausen Scheitelhaar.

Beim Diner erscheint Irgang nicht mehr auf seinem Platz. Larassée muß allein essen.

4. Kapitel.

Vorm Schloßhotel fahren die Schlitten auf. Ganz Oberhof hat sein Kontingent an Schneefahrzeugen gestellt. Die unverwöhnten Gäule, die ein dickes, struppiges Fell schützt, wenn sie unbedeckt nach scharfem Trab im Ostwind stehen müssen, wiehern einander zu.

In der Hotelhalle läuft alles durcheinander. Nur einige alte Herren, die in einer Rauchecke ihren Mokka trinken und sich zu einem Skat zusammengesetzt haben, schütteln die Köpfe über die nächtliche Erkältungsangelegenheit.

Es ist sehr dunkel über den Wäldern. Schwer schieben sich Schneewolken an den ersten Sternen vorbei. Susanne steht an einer Scheibe, hinter ihr geht ihre Mutter nervös auf und ab. Frau Vandenberg hat sich entschlossen, die Fackelfahrt mitzumachen. „Ich verspreche mir nichts davon, Susanne." Sie bleibt neben ihrer Tochter stehen. „Ich auch nicht", sagt Susanne, ohne sich ihr zuzuwenden. Sie beobachtet die kleine Komtesse aus Plön, die draußen zwischen Schlitten, Zuschauern aus dem Dorf und auf der Treppe noch nach einer vierten Partnerin sucht, — damit ihr Schlitten billiger wird, wie Lu Borchard hämisch flüstert.

Es gibt also doch Leute im Schloßhotel, die kein Geld haben. Ganz unvermögende adlige Familie. Lu Borchard weiß immer alles. Sitzt bei Plön in einem alten Familienkastell. Das Mädel wurde nach Oberhof mitgenommen von einer sonderbaren Tante, die in ihrem Zimmer ißt und den Winter nur vom ersten Stockwerk aus betrachtet.

Für diese kleine Aline ist die Fackelfahrt eine Angelegenheit! Sie hat trotz der scharfen Abendluft erhitzte Wangen. Jetzt scheint sie die Vierte gefunden zu haben! Eine neu angekommene, selbstbewußt auftretende Doktorin. Sie klettern miteinander in dem großen Kastenschlitten herum und prüfen die Fackeln, die seitlich daran befestigt sind.

Es gibt Leute, die sich über jeden Quark aufregen können, denkt Susanne. Die Betriebsamkeit der beiden ungleichen Mädchen da unten amüsiert und ärgert sie gleichzeitig.

„So long, Mama. Ich sehe meinen Partner draußen. — Ist die Gräfin noch nicht da?"

Die Gräfin kommt gerade aus dem Lift. Sie ist bis zur Unkenntlichkeit in Pelze gewickelt. „Das lasse ich mir nicht nehmen, meine liebe Frau Vandenberg", ruft sie dumpf durch die ganze Halle, „in meiner Jugend machten wir einmal — —"

Den Rest schenkt Susanne sich.

Die kalte Luft schlägt ihr ins Gesicht. Die Kutscher rufen durcheinander, die ersten Schlitten fahren ab, Hunde bellen dazwischen, es lacht von allen Seiten aus der Dunkelheit. Mr. Elton, der sich als Arrangeur fühlt, schreit mit seinem mangelhaften Deutsch an der Freitreppe herum.

„Es wird ein wundervolles Nacht, Miß Vandenberg." Seine Beine in den Knickerbockers sind heute besonders krumm.

„Oder wundervolles Neuschnee, Mr. Elton."

„Not at all, not at all", schreit er mit Verantwortung.

„Na, von mir aus —" sie reicht Larassée die Hand. Er hat den kleinsten und hübschesten Schlitten aufgetrieben. Grün gestrichen und mit roten Bügeln. Die Pferde haben weiße Haarbüschel auf den Köpfen.

„Stellen Sie die Füße auf die Wärmflasche, so, fester, Susanne. Es dauert beinah zwei Stunden bis zur Schmücke."

„Weshalb bis zur Schmücke? Was sollen wir da?"

„In Stimmung kommen. Da oben werden dann die Fackeln angezündet."

Susanne läßt sich in die Decken wickeln. „Fackeln mit vorherigem Sekt. Anderswo sind es Lampions mit vorherbestellten Sängern, die mit dem Leben zufriedene Fischer markieren. Oder Blumenkorso. Überall sinnt man auf irgendein Spielzeug, das die unglücklichen Leute, die sich langweilen, für ein paar Stunden vorm Selbstmord rettet." Sie gähnt. „Ich hätte zu Bett gehen sollen."

„Haben Sie sich geärgert?"

„Nicht mehr als sonst."

Der Schlitten ruckt an und fährt an Dorfkindern und Touristen vorbei die Dorfstraße hinauf. „Ist Irgang abgereist?"

Larassée weiß es nicht. Irgang hat sich den ganzen Tag nicht sehen lassen. Wo er, Larassée, gewesen ist, will Susanne wissen.

Larassée ist mit dem Oberförster dessen Revier abgegangen nach krankem Wild. Es verletzt sich jetzt in dem verharschten See die Läufe, bricht tief ein, und die Schwächeren unter ihnen bleiben liegen und drohen zu verenden. In solchen Fällen hilft man nach. Daher die vielen Spießerkeulen auf dem Menü.

„Nur die Stärksten haben Aussicht, durch einen harten Winter zu kommen, Susanne. Die Natur siebt ihre Produkte. Was kümmerlich ist, soll weder leben noch sich fortsetzen."

Susanne starrt geradeaus. Sie fahren am Golfhotel vorbei. Die Golfwiese ist ein weißer Trichter, über dem vereinzelte Sterne zittern. „Ganz richtig, Larassée. Ausnahmen hiervon macht nur der Mensch. Bei ihm wird liebevoll das wertloseste Zeug gehegt und gezüchtet."

„Übertrieben, Susanne. Sie sind schlecht gelaunt heute."

„Wenn Sie Nachdenken schlechte Laune nennen, dann bin ich es jetzt beständig, Monsieur." Sie richtet sich in ihren Hüllen auf. „Oder finden Sie, daß zum Beispiel meine Mutter und ich besonders wertvolle Exemplare dieser Gattung darstellen? Faul, unnütz, überflüssig, — weder schön noch kraftvoll nach den Gesetzen der Natur. Parasiten, Larassée."

„Na, hören Sie, Susanne, wenn jemand schön und kraftvoll genannt werden kann —"

„Kommen Sie mir nicht mit banalen Gesellschaftslügen, wenn es sich um ernste Dinge handelt!"

Um ernste Dinge! „Kleine Suzanne, — — Sie haben es nicht nötig, sich um ernste Dinge zu quälen. Wie war das doch noch vor einigen Tagen? Es muß auch uns geben, sagten Sie da. Das ist vollkommen richtig. Es muß auch die Nur-Spielenden, die anscheinend Nutzlosen, geben. Hunderte von Tieren beweisen es —"

„Von Tieren, ja! Unter Menschen sind sie überflüssig. — Sie müssen nicht jeden Unsinn ernst nehmen, den ich mal sage. Wenn ich mich ärgere, sage ich dummes Zeug. — Menschen sollten sich ihre Lebensberechtigung irgendwie erwerben. Nicht nur Erbe sein. — Wie es mich ekelt, nur Erbe zu sein! — Mein Vater gönnte sich keine acht Tage Ferien während seiner letzten Jahre. Und wir? Wir haben überhaupt nur Ferien, Mama und ich. Aber wem sage ich das?"

„Einem, der kurz vor Abschluß des Gymnasiums für das letzte Kriegsjahr aus dem Gleis gerissen wurde, die Bücher vergaß und sich zum Schützengrabenmenschen umwandelte. Mit Entzücken und echtem Knabenfanatismus. Ja, ich wurde gern Soldat, Susanne. Aber dann kam das Verschüttetwerden und später die Tanks und zuletzt das elende Ende. Und zu Hause der finanzielle Zusammenbruch. Das erste Examen machte ich mit dreiundzwanzig. Den Dipl.-Ing. kurz darauf."

„Und dann?"

„Dann gab es keine Stellungen."

„Ich verstehe das nicht. Gibt es jetzt auch keine Stellungen? Diese beiden, — ach, Sie kennen sie nicht, — ich traf zwei junge Menschen gestern im Wald, sie hatten doch Stellungen. Man braucht doch Ingenieure. Soviel ich weiß, waren an unserem Hüttenwerk immer eine ganze Menge. Was wollen Sie mir eigentlich erzählen, Larassée?"

„Mein Leben."

„Besteht ein Zusammenhang zwischen Ihrem Leben und meinen Worten — oder warum?"

„Ja, er besteht. Sie erhoben Vorwürfe. Machten mich verantwortlich für einen Mangel an Tätigkeit, obschon — nun, ich suche keinen Streit mit Ihnen, ich wollte sagen, obschon doch eigentlich von Ihrer Seite keine Berechtigung zu solchem Vorwurf vorliegt."

Susanne lächelt ein wenig. „Es ist Ihre Sache, wenn Sie Vorwürfe für sich heraushören, die ich mir, meiner Mutter und mir, machte. — Außerdem bin ich eine Frau, Larassée."

„Und deshalb verlangen Sie Dinge, die Sie selbst nicht erfüllen brauchen, nicht wahr?"

„Ja."

„Glauben Sie, daß ein Mann und eine Frau so sehr verschieden sind? Sollten wir nicht alle die Annehmlichkeiten des Lebens, seine Sorglosigkeiten höher stellen als den beständigen Kampf? Ich meine, wenn es überhaupt die vereinzelten Minderheiten gibt, die den Kampf nicht mehr nötig haben, so dürfen unter ihnen ebensogut Männer wie Frauen sein."

Susanne sitzt weit vorgebeugt, sie friert, weil die Kälte an ihrem Rücken entlangläuft, und grübelt. „Der Unterschied zwischen den Geschlechtern verwischt sich mehr und mehr, darin haben Sie recht. Trotzdem! — Nein, Larassée, Sie haben nicht recht. Eine Frau im Luxus ist nicht unnatürlich. Ein Mann, der sich ohne Tätigkeit, ohne Werk, ohne Ziel durchs Leben schlängelt, ist es. Unnatürlich! Nicht dem entsprechend, was Menschen erfüllen sollen, solange sie leben! — Ich hatte unrecht mit meinem Geschwätz auf der Hindenburgschanze. Es muß „uns" nicht geben. Und wenn wir den Kampf ums Leben nicht kennen, so sollen wir ihn kennenlernen. Ich hatte tausendmal unrecht. Ich war sinnlos, dumm, eingeschlafen, wie die meisten von uns einschlafen, erstickt in Langeweile und Überdruß. — Ich bin jetzt dreiundzwanzig — —"

Jetzt ist sie weit von ihm entfernt. Gestern sah es aus, als wenn sie der Kapitulation nah war. Aus der Übersättigung war der nächste Weg hinein in die Verliebtheit, in eine junge Ehe, ein Ausweg, der alle diese Frauen immer wieder für eine Zeitspanne erlöst. Aber jetzt stürmt sie in anderer Richtung, eine Richtung, die gar nicht in seine Dispositionen paßt.

„Ja, Sie sind dreiundzwanzig, Suzanne. Ein köstliches Alter. Jung und doch schon reif. Bereit, mit Bewußtsein zu genießen. Sie sind herrlich jung, Suzanne."

„Nein. Wer übersatt ist, ist nicht jung. Ich bin gar nicht jung in dem Sinne, den Sie meinen. Ich bin zerquält von dem Suchen nach etwas Neuem, nach dem, was mich ablenkt von mir selbst und meiner, unserer aller Nichtigkeit . . . Sport! Gesellschaft! Das heißt Geschwätz. Also Geschwätz und Sport? Sind wir nicht mehr wert? — Ich habe es satt, Larassée."

(Fortsetzung folgt.)

Der goldene Galgen.

Eine Barockgeschichte

von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Es war einmal — da brauchten die Fürsten mehr Geld denn je, da wuchs das Strauchwerk des Aberglaubens, da war Märchenluft um den goldroten Prunk, der die Höfe erfüllte, und ein wenig Märchenglanz strahlte von den Schlössern aus über das Land. Das geschah um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, als der Sonnenkönig in Versailles sein Wesen trieb, der Kurfürst von Brandenburg sich zum König von Preußen krönte, Joseph I. in Wien prächtigen Hof hielt und Zar Peter seinen Russen den Ausblick nach Westen öffnete. Die Zeit war reich, großsprecherisch, und verlangte einen Prunk, wie ihn seit Jahrhunderten niemand mehr gesehen, aber Gold, der Schlüssel aller Herrlichkeiten, blieb selten, die Erde gab keines mehr her in den europäischen Landen, und das Verlangen danach wuchs zu einer wilden, unerhörten Leidenschaft. Da blühte die Kunst der Goldmacher, und die Alchimie schüttete ein rotes Pulver über allerlei Metall, aus diesem minderwertigen Stoff Gold zu machen.

Es war anno 1705, als König Friedrich I. nicht wußte, wie er seine Beamten und seine Hofhaltung bezahlen sollte, da trat sein Oberkämmerer Graf Wartenberg zu ihm mit der Nachricht, daß der kurbayerische Feldmarschall Graf von Ruggiero in vierspänniger Equipage nach Berlin gekommen sei, eine große Dienerschaft, in Scharlach und Gold gekleidet, bei sich führe, und geheimnisvoll fügte der Graf hinzu, der Mann sei ein berühmter Adept, könne Gold machen und habe den Stein der Weisen. Da fuhr der Monarch begeistert in die Höhe, daß die große Allongeperücke wackelte und der Puderstaub ins Zimmer flog: „Wartenberg, den muß ich sehen. Hol Er den Dippel! Aber insgeheim." Der Kämmerer verneigte sich und ging. Nach kurzer Zeit kam er wieder. Ihm folgte der Kanzleirat Dippel, der als Gelehrter großen Ruf besaß und alle Schriften über die Alchimie und Astrologie studiert haben sollte. Er bekam den Auftrag, mit dem Fremden in Verbindung zu treten.

Dippel fand den Domenico Manuel Gaetano di Ruggiero in einem rasch gemieteten Haus glanzvoll eingerichtet und vernahm dessen breitspurige Rede von Erfolgen in Madrid, bei Max Emanuel von Bayern, der in Brüssel als Statthalter residierte, und daß er seine Wunderkünste „mit größtem Succeß" dem Kaiser in der Hofburg gezeigt. Das stimmte, davon hatte Kanzleirat Dippel in vertrauten Briefen seiner Freunde schon gehört. Dann „tingierte" der Fremde vor den Augen seines staunenden Gastes mittels eines weißen Pulvers ein Pfund „Merkur" in Silber. Als dies der Kurfürst hörte, spitzte er die Ohren unter seiner Perücke und verlangte eine Probe in höchsteigener Gegenwart. Da kam Ruggiero, gefiel mit seiner weltmännischen Lebensart und der Lebhaftigkeit seines Geistes und „tingierte" diesmal mit rotem Pulver ein Pfund Quecksilber in reines Gold.

Nun war die königliche Gier kaum zu bändigen, nun brauchte man dem Nachbarn in Dresden seinen Adepten Böttger nicht mehr zu beneiden, hier hatte man den Adepten, der aller Not mit Leichtigkeit ein Ende machte. Leider besaß Ruggerio nur mehr ein paar Gran seines Wunderpulvers, und es bedurfte nach seiner Angabe wiederum zwei Monate harter Arbeit und großer Kosten, bis er eine genügende Menge des roten Pulvers herstellen könne — Kurfürst und Hofherren horchten auf — sechs Millionen Taler an Gold zu bereiten. Da kam Friedrich dem Ersten der fremde Mann aus Italien, den ihm der bayerische Kurfürst nun abzutreten schien, wie ein Himmelsbote vor, er ließ ihm das Fürstenhaus auf dem Friedrichswerder einrichten, wo seit Danckelmanns Sturz die fremden Potentaten als Gäste untergebracht wurden, und trug der Hofküche auf, den Haushalt des Fremden reichlich zu verköstigen.

In Gesellschaften feierte man den Adepten, ganz Berlin zeigte sich geschmeichelt über seine Anwesenheit, und die intimsten Feste des Hofes öffneten sich dem einstigen sizilianischen Bauernsohn. Doch nach einigen Wochen zeigte sich Ruggiero höchst unzufrieden; er gab böse Laune kund, und wieder schickte man ihm Dippel, den Grund seiner Mißstimmung zu erfahren. Der ganze Hof geriet außer Rand und Band, Ruggiero zürnte. „Und man hat ihm nicht einmal eine Briseïs genommen", sagte die humanistisch gebildete Königin, die sich gerade mit Homer und dem Zorn des Achilleus beschäftigte. „Aber man hat ihm kein Geld gegeben", antwortete der Kanzleirat Dippel, der rasch hinter die Gründe von Ruggieros Benehmen gekommen war. „Diesem reichen Mann Geld?" — „Je reicher einer ist, desto mehr erwartet er", meinte der Weltweise Dippel. „Was haben Sie ihm denn geschickt?" — Da kam heraus, daß der König seinem Adepten nichts anderes als zwölf Flaschen alten französischen Weines übersandt habe, denn im Grunde war die neugebackene Majestät sehr ökonomisch, wenn es sich nicht um Prunk oder Festlichkeiten handelte.

Nun wurde Friedrich I. von dem wichtigen dreifachen W, wie man seine Günstlinge, die Grafen Wittgenstein, Wartenberg und Wartensleben, nannte, veranlaßt, den Goldmacher zu „encouragieren", und er sandte mit einem Handschreiben sein Miniaturbild in Brillanten gefaßt sowie ein Patent als Generalmajor der Artillerie, womit gewisse Bezüge verknüpft waren. Darauf ging der Adept an die Arbeit, forderte aber alsbald 50 000 Taler für seine Auslagen. Man unterhandelte. Ruggiero reiste gekränkt nach Stettin, doch der König, der dringend Geld brauchte, schickte ihm seinen Adjutanten nach, in dessen Begleitung der Alchimist nach Berlin zurückkehrte. Er schlug vor, der König möge ihm sein Arcanum überhaupt abkaufen, und begehrte für das rote Pulver 100 Dukaten.

Aber man zog die Verhandlungen in die Länge. Dippel hatte indessen ungünstige Nachrichten über Ruggiero aus Brüssel bekommen, und der Heidelberger Hof warnte in Berlin vor dem Schwindler. Ruggiero wurde aufgefordert, binnen einer bestimmten Frist sein Wort zu halten. Versage seine Kunst, werde man ihn peinlich belangen. Da floh der Adept nächtlicherweile zu Pferde aus der ungastlichen Stadt und wandte sich nach Hamburg. Aber der Senat lieferte ihn der Preußischen Regierung aus, und der Siegeslauf des berühmten Mannes endete zunächst hinter den Festungsmauern von Küstrin. Man gab ihm seine Retorten und Schmelztiegel mit dem Befehl, sich ohne Säumen an die versprochene Arbeit zu machen.

Der König und sein dreifaches W ärgerten sich nicht nur über die fehlgeschlagene Hoffnung, reich zu werden. Sie litten unter dem Spott, der von der Straße her gegen das Flittergold des hohen Herrn gröhlend emporstieg, und über die feinen Sarkasmen der hochgebildeten Königin und ihres Anhangs. Als Ruggiero flehentlich bat, in Berlin weiter zu arbeiten, da er in Küstrin nicht im Stande sei, etwas zu leisten, bewilligte man ihm seinen letzten Wunsch. Doch das rote Pulver schien wieder mißlungen zu sein, und eine letzte Anzapfung der königlichen Kasse ging wie die vorhergegangene zum Schlot hinaus. Der Adept schüttelte heimlich den Berliner Staub von den Füßen und hinterließ einen Zettel, daß Hermes Trismegisthes, der große Zauberer, zürne, weil man seinem Schüler nicht genug Vertrauen entgegengebracht habe . . . doch die Flucht mißlang, und Ruggiero wurde einem peinlichen Prozeß unterworfen.

Friedrich I. verzieh dem Fremden nicht, daß er ihn zur Zielscheibe des Spottes gemacht hatte, und ließ den Verurteilten zum Gaudium des Berliner Pöbels den 23. August 1709 an einen mit Flittergold überkleideten Galgen hängen, und Ruggieros Armsünderhemd war ebenso mit Flittergold benäht. Als die Sensationslust des Berliner Pöbels befriedigt und alles Volk vom Richtplatz heimgekehrt war, sagte einer dem anderen: „Auch das müssen wir noch bezahlen — aber schön war's doch." So lautete die Meinung der Berliner Steuerzahler. In Gegenwart des Königs durfte aber niemals mehr von dem Adepten gesprochen werden, seit der Kanzleirat Dippel auf einen Vers des Virgil hingewiesen, der also lautet:

Wozu zwingest du nicht der Sterblichen Herzen
Schendlicher Hunger nach Gold?

Sihamba Ngenyanga.

Das seltsame Erlebnis eines Jägers in Zululand.

Von **Moritz Winter.**

Unweit von Graaff Reinet in der Kapkolonie befand sich die ausgedehnte Farm des Buren Anthonis van Ostade. Der achtzigjährige Farmer, dessen hohe Gestalt nur wenig gebeugt war, saß im Kreise seiner Familie und der zu Besuch weilenden Nachbarn, auf deren Wunsch er das unheimlichste Abenteuer seines Daseins erzählte. Er strich sich bedächtig den weißen Bart und begann:

Ich wurde in Haarlem geboren. Als ich das 18. Lebensjahr erreicht hatte, beschloß ich, in die Kapkolonie auszuwandern, da in Südafrika die Verdienstmöglichkeiten viel günstiger waren als im alten Holland. Im Transkei arbeitete ich an verschiedenen Stellen. Mein ganzes Sinnen und Trachten war auf den Erwerb einer Farm gerichtet, um den eigenen Grund und Boden bebauen zu können. Deshalb entschloß ich mich, zumal ich mit dem Gewehr trefflich umzugehen lernte, Elefantenjäger zu werden. Das ist zwar ein höchst gefährlicher Beruf, aber die Jagd war ungemein lohnend, weil die langen Stoßzähne in Kapstadt hoch im Preise standen.

Es war einige Tage nach der Schlacht bei Isandula, in der die Impis, die Regimenter Cetewayos, die Engländer vernichtend schlugen, als ich mit einem Ochsengespann nach Hause treckte. Ich diente damals bei dem Buren van Botmar in der Nähe von Weenen. Plötzlich zeigte der Hottentotte Tonga, der neben mir auf dem polternden Karren saß, auf einen dunklen Körper, der im Schatten eines Kopje im hohen Grase halb verborgen lag. Es war ein hünenhafter Zulu, ein Kehla", der aus einer Speerwunde heftig blutete. Krampfhaft umspannte die gewaltige Faust den zerbrochenen Assegai. Das wuchtige Haupt zierte ein im Haar befestigter Ring aus Wachs, den nur solche Krieger besitzen durften, die sich im Kampfe rühmlichst ausgezeichnet hatten. Ich beschloß, den Mann zu retten. Wir legten den Bewußtlosen auf den Karren und brachten ihn in meine dürftige Schlafstätte, wo ich ihn sorgsam auf mein bescheidenes Strohlager bettete. Als er genesen war, erzählte ich ihm von meinem Vorhaben, Elefantenjäger zu werden, worauf er bat, sich mir anschließen zu dürfen. Gern gewährte ich seine Bitte, da ich in meinem künftigen Berufe einen unerschrockenen Helfer notwendig brauchte. Einen geeigneteren Mann als diesen herkulischen Krieger hätte ich wohl niemals finden können. Sigwe, wie er heiß, war mir fanatisch zugetan. Ich hatte an diesem Hünen eine treffliche Stütze, einen zuverlässigen Freund gewonnen. —

Sechs Jahre waren vergangen, als ich mit dem Zulu einen Wald aus prachtvollen Silberbäumen durchquerte. Der Vollmond stand am blauschwarzen Himmel und umflutete die phantastische Landschaft mit seinem fahlen Licht. Plötzlich näherte Sigwe sich mir. Der Speer zitterte in seiner starken Hand. Seine weit aufgerissenen Augen kündeten unsäglichen Schrecken, maßloses Entsetzen! Überrascht blieb ich stehen. Wie war es nur möglich, daß sich dieser gigantische Zulukrieger, der tapfere Mann, dessen Haupt der Ring ziert, ängstigte? „Ich glaube gar, Sigwe, du fürchtest dich?" fragte ich ihn betroffen. „Ja, Ipisi", flüsterte der Schwarze, „ich habe schreckliche Angst, denn ich habe Sihamba Ngenyanga, das im Mondlicht wandelnde Zauberwesen, gesehen. Mit ihm kann kein Sterblicher streiten. Meine Stunde ist gekommen." Ich wußte, was der Krieger meinte. Im Volke der Zulus geht die Sage, daß in den Wäldern ein schreckliches Zauberwesen spukt, das, fürchterliche Tiergestalten annehmend, sich ouf die Menschen stürzt. Plötzlich packte mich der ganz verstörte Sigwe mit ungestümem Griffe am Arme. „Sieh dort!" murmelte er mit halb erstickter Stimme und deutete auf eine Stelle zwischen den Silberbäumen, auf die das volle Licht des Mondes phantastische Kringel zeichnete. Jetzt fuhr auch ich bestürzt zusammen, denn ich erblickte etwas Fürchterliches, Rätselhaftes: Unter den Bäumen im Mondlichte stand ein groteskes, satanschwarzes Ungetüm! Es besaß die stattliche Größe eines hochgewachsenen Mannes und eine Länge von mindestens zweieinhalb Metern. Das unheimliche Wesen war eine Art Echse. Der mächtige Körper war mit Schildern und Schuppen bedeckt und über den Rücken, vom Kopf bis zur Spitze des meterlangen Stachelschwanzes, liefen zackenartige Horngebilde. In dem plumpen Haupt funkelten tückisch kreisrunde, grünlich-gelbe Glotzaugen, die den phosphoreszierenden Lichtern eines [illegible] glichen. Plötzlich öffnete dieses phantastische Ungeheuer den mit spitzen, scharfen Zähnen ausgestatteten Rachen, aus dem eine gespaltene Schlangenzunge schnellte, und schickte sich, wie ein Tiger fauchend, zum Sprunge auf mich an. Blitzschnell riß ich mein Gewehr an die Wange und feuerte. Die Kugel meines Vorderladers — andere Gewehre waren zu jenen Zeiten im Kaplande noch unbekannt — durchschlug zwar den Schuppenpanzer des nUtieres, aber ihre Kraft wurde bedeutend abgeschwächt, so daß die Schußwunde die wilde Angriffs-
Schuppenpanzer des Untieres, aber ihre Kraft wurde bedeu-
über stand. In diesem Augenblicke stieß Sigwe einen gellenden Schrei aus und warf sich mit dem Mute der Verzweiflung, den hochgeschwungenen Speer in der sehnigen Rechten, dem rätselhaften Tier entgegen. Der Zulu versetzte der grauenvollen, wütend nach ihm schnappenden Bestie Stoß auf Stoß. Von den mit aller Kraft geführten Lanzenstichen durchbohrten zwar einige den Panzer, aber auch sie wurden durch den Widerstand der festen Schuppenhülle ziemlich wirkungslos, so daß die Echse, die offenbar ein außerordentlich zähes Leben besaß, keine tödliche Verwundung davontrug. Mit unglaublicher Behendigkeit wandte sich das fauchende Untüm gegen seinen Widersacher, dem es durch furchtbare Schläge mit dem gewichtigen Stachelschwanze, durch kräftige Hiebe mit den messerscharfe Klauen aufweisenden Vorderpranken oder durch Bisse beizukommen trachtete. Bisher hatte es der Zulu geschickt verstanden, den Angriffen des Ungeheuers auszuweichen. Inzwischen hatte ich mein Gewehr wieder geladen. Im gleichen Augenblick sprang das Tier dem unglücklichen Sigwe an den Hals und durchbiß ihm die Schlagader, daß er kraftlos und blutüberströmt zu Boden sank. Nun wandte sich das schreckliche Reptil mir zu. Die entscheidende Sekunde war gekommen — es gab nur einen Schuß! Ich mußte die zählebige Bestie ins Auge treffen, um das Gehirn zu zerreißen, falls ich lebendig den Platz verlassen wollte ... Der Schuß krachte. Wie vom Blitz getroffen brach das Untier zusammen. Nun stürmte ich zu meinem Gefährten, aber der Getreue war bereits tot.

Wochenlang forschte ich vergebens, was dieses unheimliche Geschöpf wohl für ein Tier gewesen sein mochte. Als ich einige Zeit darauf in Port Durnford zu tun hatte, las ich zufällig eine alte Nummer des „Daily Chronicle". Schon wollte ich das Blatt weglegen, als eine Notiz meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; diese berichtete, daß der Dreimaster „Hija Mercedes", auf der Höhe von Kap Vidal durch einen schweren Sturm auf ein Riff geworfen, mit Mann und Maus untergegangen war. Das Schiff hatte ein Zirkusunternehmen an Bord, das einige mexikanische Riesenleguane und Warane — ziemlich seltene Tiere von gewaltiger Größe — mit sich führte. Als der Segler in den Fluten versank, dürfte es einem dieser Reptilien gelungen sein, sich auf das feste Land zu retten. Nun war das Rätsel des Ungetüms, mit dem ich und mein unglücklicher Sigwe gekämpft hatten, gelöst. Im Laufe meines bewegten Lebens habe ich manchen wütenden Elefantenbullen oder Löwen vor der Mündung meines Gewehres gehabt, aber einem solchen entsetzlichen Tiere, wie dieses Reptil es gewesen ist, möchte ich nimmermehr begegnen!

Lustige Rundschau 

* **Unbedacht.** Gatte: „Der Mann da drüben kommt mir so bekannt vor — wer mag das sein?" — Gattin: „Das ist doch der Heiratsvermittler, durch den wir uns kennengelernt haben." — Gatte (zerstreut): „Ach, der verdammte Kerl!"

* **Zeitgemäß.** Vater: „Das sag' ich dir, Bengel, wenn du noch mal Zank anfängst mit Gustel und sie haust, nachher bekommst du es von mir." — Peter: „Na, wenn ich nicht einmal meine kleine Schwester hauen darf, da pfeif' ich auf das ganze Familienleben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.